Umfang acht Seiten

Einzelbezug 15 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Pfalzburg 3524 / Anzeigen-Annahme durch den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,— Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911 BERLIN AUGUST 1911 NUMMER 73



Mädchen Zeichnung von Schmidt-Rotluff

Von Dichtern

Begas

Nicht nur die Lebenden werden nach ihren Gedanken befragt. Der Tod eines Menschen, der der Oeffentlichkeit bekannt geworden ist, befreit den Geist. Er wird über die Menschheit ausgegossen, gefasst in Erinnerungen und Aphorismen.

Welches Interesse hat die Oeffentlichkeit, Gedanken und Meinungen über Gott, Welt, Kunst, Leben, Gewohnheiten und die übrigen üblichen Gebiete zu erfahren, die Maler, Bildhauer, Musiker, Schauspieler ausgesprochen oder niedergeschrieben haben. Soweit diese Personen eine Kunst ausübten, war ihnen reichlich Gelegenheit gegeben, sich in ihr zu offenbaren und sich durch sie auszudrücken. Ging ihnen diese Fähigkeit ab, so ist nicht einzusehen, warum sie alle durchaus die Wortkunst als Gemeingut betrachten, in dem sie ihre Gemeinplätze anlegen. Auch Eigentumsvergehen werden nicht gescheut. Es gibt genug Leute, die alles drucken, sobald es ihnen verständlich erscheint. Und der geistige Eigentümer ist stets so reich, dass er den Armen das Stückchen Brot gönnt. Je ungeniessbarer, desto verständlicher. Der Verstand hat einen schlechten Magen. Es muss ihm alles vorgekaut und zu Brei gekocht werden. Dann verträgt er aber jede Sudelei.

Die Frechheit, mit der Publikum und Presse über Literatur urteilen, kann nur aus der Naivität erklärt werden, die Schreiben für Schriftstellern und Meinungen für Gedanken hält. Die Wortkunst ist wie jede Kunst Ausdruck einer künstlerischen Persönlichkeit, erfordert also Intensität des Erlebnisses und seine Gestaltung. In ihr regiert der Dilettantismus am ungeniertesten, weil er ihr Material, das Wort, zu beherrschen glaubt. Darum treiben alle Künstler im Nebenberuf das Schriftstellern. Die Aneinanderreihung von Sätzen und Meinungen scheint für die Mehrheit schon etwas Bewundernswertes zu sein.

Die beliebteste Form der Dilettanten für literarische Aeusserungen ist der Aphorismus. Mit Vorliebe auch Gedankensplitter genannt. Diese Leute haben stets einen Balken im Auge. Die splitterweise Entfernung gibt aber noch lange keinen Gedanken. Auch wenn die Splitter ins Gehirn dringen. Nur Menschen mit unversehrten, starken Gehirnen haben das Recht, Aphorismen zu schreiben. Ein Künstler wie Karl Kraus hat es. Reinhold Begas nicht.

Die gesamte Tagespresse und die schlechten Zeitschriften überbieten sich im Abdruck der Aphorismen von Reinhold Begas. Man ist wehrlos. Man wird erschlagen. Zwölf auf ein Dutzend. Sechzig auf ein Schock. Das Gespräch der Woche: haben Sie nicht den neusten Aphorismus. . . Ich bin überzeugt, die illustrierten Zeitungen werden in der nächsten Nummer eine schematische Darstellung bringen, dass sie nebeneinandergesetzt den Erdball dreimal umschliessen oder dass man auf dieselbe Weise mit ihnen den Weg bis zur Hölle pflastern kann. Selbst zu seinem Hausarzt sprach Begas angeblich nur in Aphorismen. Aber tausend Splitter geben noch keinen Balken und tausend Einfälle kein Haus, und tausend Nippes kein Monument, wenn nicht von unserer Zeiten Schande, die solche Dinge ein Kunstwerk nennt. Begas meint selber: „Aphoristische Bemerkungen eines bedeutenden Künstlers über die Kunst verhalten sich, wenn sie auch noch so geistvoll sind, zu seinen Werken wie die Melasse zum raffinierten Zucker.“ Ja, wie Melasse: ein brauner, sehr dickflüssiger, übelriechender Sirup, enthält viel Zucker, der durch schleimige Substanzen am Kristallisieren gehindert wird; dient als Viehfutter (Auskunft des grossen Meyer). Und die Assoziation zwischen der Kunst eines bedeutenden Künstlers und dem raffinierten Zucker bedeutet gedanklich zwar nichts, sollte aber bedenklich machen. Weiter: „Die Frauen sind wie Himmelsspeisen, es kommt aber doch darauf an, wie sie serviert werden.!“ Diese Vorstellung aus der Küche geht selbst über das Bedenkliche hinaus. Wer diesen Satz von den vornehm servierten Frauen als Himmelsspeisen sehen konnte, war nie ein Plastiker. Denn Werke aus raffiniertem Zuckerguss hat noch niemand bis heute für Kunst gehalten. Wer diesen Satz da erleben und niederschreiben konnte, ist nie ein Künstler gewesen. Dieser Aphorismus allein müsste denen, die vor der Technik bildhauerischer Arbeit schon erstaunen, beweisen, wer Begas war. Aber weiter. Begas besuchte mit seinem Hausarzt den Louvre: der Hausarzt bemerkt: „Seine Scheinwerferaugen gaben den Dingen mit seinen Worten erst einen vollen aufleuchtenden Glanz. Nach langen anbetungsgleichen Worten sprach er, vor der Venus von Milo stehend, ganz einfach vor sich hin: „Echte Kunstwerke sind wie alte Geigen, sie werden immer besser, immer seltener, immer einsamer!“ Diese Worte sprach Begas ganz einfach vor sich hin. Vor der Venus von Milo. Bei „echten“ Kunstwerken dachte er an alte Geigen, die immer einsamer werden. Die Assoziation eines Künstlers. Völker Europas, glaubt nicht, dass deutsche Künstlermenschen den Verfasser dieser Aphorismen für den grössten Bildhauer, für den deutschen Michel Angelo halten. Man muss pathetisch werden, denn die Blamage, die man uns antut, ist nicht zu ertragen. Maximilian Harden aber findet, dass solche Aphorismen „für eine an Schopenhauer geschulte Intellektualkraft zeugen“. Noch ein Beispiel: „Der Hang zur Einsamkeit ist immer ein Zeichen inneren Lebens und der Begabung; wer die Einsamkeit meidet, gibt zu verstehen, dass er im Verkehr mit sich selbst in schlechter Gesellschaft ist.“ An Schopenhauer geschult. „Das bloss Moderne ist das Modernde“. Melasse, aber an Schopenhauer geschult. „Der Löwe nimmt kein Heu an. Er kostet's erst gar nicht; er weiss es, dass es ihm nicht schmeckt.“ Intellektualkraft. „Bei den meisten Menschen geht's wie beim Bandwurm: es hapert mit dem Kopf.“ Melasse, Melasse. Sie soll zu einem Buch zusammengeklebt werden. Melasse soll sein Name sein. Maximilian Harden entwirft das Bild des Bildhauers: „Der schlanke, dem schönsten Helden eines Künstlerromans gleichende Mann, hat alle Tränke, die langes Erleben ihm bot, aus vollen Bechern geschlürft und die Schaumperlen mit lässiger Hand aus dem fast kokett gepflegten Wallbart gewischt.“ Der Künstler der Zukunft. Keine Tränke ohne Erleben. Kein Wallbart ohne Schaumperlen. Maximilian Harden entwirft das Bild der „Ehegefährtin“: „Nicht nur eine schöne Frau. . . sondern auch ein stets, bis ins Alter, zu Liebe und Hass reizendes Weibchen. Und diese Frau. . . hinderte ihren Reinhold-Rami niemals, sich, wo ihms behagte, die Sinne zu kühlen.“ Familienidyll.

Aber es wird noch tirolerischer: „Zu einem Gebirg häuften sich ihm die Freuden und oben thronte er, das Tirolerhütchen keck auf dem Ohr.“ Der schönste Held mit schaumperlendem Wallbart und dem kecken Tirolerhütchen auf dem Ohr. Und an Schopenhauer geschult. „Die statuarische Würde schwand erst, wenn er ins Schimpfen kam.“ Da erst hätte er beweisen können, dass er statuarische Würde besitzt. Shakespeare war der Lieblingsdichter von Begas. Nur einmal, teilt das Berliner Tageblatt mit, hat er seinen Abgott verleugnet und zwar, als er den Sherlock Holmes des Herrn Ferdinand Bonn im Berliner Theater sah. Begas bemerkte: „Wenn kein Mensch mehr Shakespeare spielt, wird das Stück noch gespielt werden.“ So sehr, bemerkt das Berliner Tageblatt konnte ihn für Augenblicke ein voller Eindruck beherrschen. Auch der Eindruck des Augenblicks ist der Ausdruck einer Person. Wie tief muss die an Schopenhauer geschulte Intellektualkraft Shakespeare erfasst haben, wenn sie Sherlock Holmes ergriff.

Persönlichkeit ist Einheit. Kunstwerk ist Einheit. Der Künstler kann vom Menschen nicht getrennt werden. Man ist Künstler aber man wird es nicht. Wer Kunst nur als Beruf ausübt, ist ein Dilettant. Begas war einer. Daran kann auch sein Tod nichts ändern.

Das neue Dichterterzett

Das Berliner Tageblatt schreitet andauernd fort. Bis vor kurzer Zeit hielt man dort für die Dichter Hauptmann, Sudermann und Fulda. Sudermann und Fulda sind abgesetzt und das neue Terzett heisst Hauptmann, Dehmel und Schönherr. Der Fortschritt ist unverkennbar. Früher wurde aus Versehen ein wirklicher Dichter zum Dichter ernannt, diesmal sind schon zwei vorhanden. Schönherr wird es allerdings nicht solange aushalten wie Fulda. Aber den dritten Mann wird das Berliner Tageblatt nie finden.

Der Musikkritiker

Das Berliner Tageblatt hält es für nötig, seinen Lesern von einem Interview Kenntnis zu geben. Aus zwei Gründen. Zunächst, um für das widerliche Börsenblatt des Herrn Leipziger Reklame zu machen, dann, um das Publikum von den Plänen eines Lieblings zu unterrichten. Ein Reporter, der einen nützlichen Stand mit seinen lyrisch-feuilletonistischen Manieren heruntermacht und deshalb im Nebenamt Musikkritiken schreibt, begab sich im Auftrag seiner Firma zu der königlichen Hofopernsängerin Emmy Destinn. Fräulein Destinn erzählte dem aufhorchenden hiesigen Vertreter, dass sie das „hier pulsierende Kunstleben, die Fülle der Eindrücke ungeheuer reize“. Sie lässt ferner auf diesem recht gewöhnlichen Wege der Generalintendanz mitteilen, dass sie in der nächsten Saison noch einige Wochen frei habe und ihre Gage wohl zu erschwingen sein würde. „Das ist meine Stellung zu Berlin.“ Nämlich die fehlende. Das Berliner Tageblatt findet auch „besonders interessant, was die Künstlerin ihrem Besucher (womit der hiesige Vertreter gemeint ist) über ihre schriftstellerische Tätigkeit sagt. Sie sucht nämlich einen Komponisten für ein von ihr geschriebenes Libretto, an das sie bald „die letzte Hand anlegen wird“. „Das schlimmste kommt aber jetzt und ich sehe Sie schon ironisch lächeln: auch Gedichte, und zwar lyrische Gedichte, habe ich wieder geschrieben . . . aber diese Gedichte behalte ich, nach den Erfahrungen, die ich früher gemacht habe, wohl besser für mich.“ Das ist sicher besonders interessant. Sie schreibt Gedichte, und zwar lyrische Gedichte, und schon sieht sie Jenen ironisch lächeln. Der Interviewer sieht ironisch auf

Lyrik herab, die nicht einmal zeilenweise bezahlt wird. Kein Geschäft zu machen. Aber ich wette: die Lyrik der Destinn wird er sogar besprechen. Zeile zwanzig Pfennig.

Trust

Dem Prinzen von Marokko

O, du Süssgeliebter, dein Angesicht ist mein Palmengarten,
Deine Augen sind schimmernde Nile
Lässig um meinen Tanz.

In deinem Angesicht sind verzaubert
Alle die Bilder meines Blutes,
Alle die Nächte, die sich in mir gespiegelt haben.

Wenn deine Lippen sich öffnen
Verraten sie meine Seligkeiten.

Immer dieses Pochen nach dir —
Und hatte schon geopfert meine Seele.

Du musst mich inbrünstig küssen,
Süsserlei Herzspiel;
Wir wollen uns im Himmel verstecken.

O, du Süssgeliebter.

Else Lasker-Schüler

Die Verwandlung

Von Alfred Döblin

Erna Reiss gewidmet

Die ersten Jahre der Ehe dieser beiden, der Königin und des Prinzgemahls, waren friedlos verlaufen. Als aber das Kind, der Thronerbe, in dem alten Schlosse schrie, öffneten sich die eisernen Torflügel des Seitenportals; auf den Steinen des Schlosshofes stand die schlanke blasse Königin, sie schwang sich in den Sattel, jagte, von einer kleinen Kavalkade gefolgt, auf dem Schimmel durch die winkligen Strassen, zwischen den gebückten Häusern, über den Marktplatz auf die gelben Wälder. Nun sprengte die wilde Königin wieder durch die verschlungenen Waldungen, auf den Nachbardörfern fanden Picknicks statt, Maskerade und Mummenscherz in Dorfsälen, bei denen stets ein reserviertes Nebenzimmer voll war von den glühenden Wangen ihrer königlichen Majestät, von dem Zittern ihres frechen Leibes wie der prustenden Laune ihres Mundes, von der verhüllten Süsse ihrer abgehackten Stimme, prunkvolle Feste, bei denen ein leiser kranker Kavalier ihr Flieder reichte, das Gesicht in ihre Brust vergrub und wieder an ihrem Hals weinte, vor Glück, Angst und Selbstverachtung. Auch der Prinzgemahl zog wieder einsam seines Wegs wie ein Mönch. Mit traurig gekräuselten Lippen sah man die dicke Gestalt durch die Säle schlendern, ihn, bald zutunlich wie ein Kätzchen, bald träge und faul, fliessend von Ironien und Selbstspötteleien. Er war wortkarg; man hörte aufbrausende Worte aus seinem Munde. Abends schlich er ohne Diener in den Damenflügel, legte seinen wunden Kopf in den Schoss eines schmächtigen, schwarzen Hoffräuleins mit strahlenden Augen. Jetzt sah man nicht mehr die Röcke der Königin schief sitzen; keine Haarnadeln, die sie verloren hatte, lagen auf den Korridoren; die Treppen fühlten nicht mehr ihre müden verzagten Füsse; lachend gingen diese beiden, Königin und Prinzgemahl, durch die dunklen Säle nebeneinander. Sie trug eine blaue Schleife aus Seide über dem rechten Ohr; aus dem Haar hing sie herab; ihr Geliebter hatte sie gebunden. Im Knopfloche des Prinzen steckte die Purpurnelke, daran flatterten offen zwei schwarze Frauenhaare.

Es war eines Mittags, dass nach fröhlichem Plaudern erst die Königin, dann der Prinz verstummte, dass die Königin langsam aufstand, durch die Reihe der Lakaien wortlos hindurch aus dem Speisesaal ging, dass der Prinz mit einem versunkenen Blick auf seine linke Hand, sitzen blieb, die neben ihrer rechten gelegen hatte, sein Besteck zusammenschob, wortlos auf sein Zimmer ging. Die Adjutanten und Damen des Gefolges speisten rasch ab. Die Gemächer der Königin waren geschlossen; die Königin, hiess es, stände seit ihrer Rückkehr am Fenster, sei garnicht erregt; sie würde ihr Zimmer bald öffnen. Der rote Hofrat, ein massiver riesenstarker Jurist, mit strohblondem Vollbart, gütigen Augen brummte, es werde doch einmal zu einem offenen Eklat kommen. Das gelbe Knochengesicht neben ihm mit pechschwarzen Augen und Haaren, vorgeschobener Unterlippe, ein Männlein mit einer Hakennase, der Hofarzt, zerknautschte sich zu einem hoffnungsvollen Lächeln.

An der Abendtafel sassen sie ernst beieinander. Es war ihnen nichts abzumerken; nicht bei den Gesellschaften der nächsten Tage. Sie berührten sich nicht, sie rückten mit den Stühlen von einander ab, sie sprachen freundlich mit abgewandtem Gesicht zu ihrer Umgebung; kaum ein Wort wechselten sie mit einander. Beider Stimmen klangen höher, und es schien, als ob einer zu dem andern hinüberlauschte.

Es war ein furchtbarer Moment, als sie sich am dritten Tage auf dem Gang zu den Gemächern der Königin trafen, stehenblieben und sich die Hände gaben, eines Morgens, eines grauen Morgens. Der Prinz hielt sie an der Schulter; minutenlang sahen sie sich und sahen immer wieder zur Seite. Jedes zitterte; das taten sie sonst nur bei geschlossenen Augen. „Geh, geh," bettelte sie, huschte den schmalen Korridor zurück.

Er sass auf seinem Zimmer. Der dicke Prinz nahm einen Schemel und setzte sich vor seinen Kostümschrank. Als er seufzte und sich reckte, stiess er einen Blumenständer mit einer ungeheuren Vase um. Das Wasser spritzte an seine Stiefel; er rückte weg, schüttelte gedankenlos den Kopf, setzte sich dicht an den geöffneten Schrank, wühlte in den Sachen.

„Geh, geh"; das klang wie „komm, komm". Eine blonde Perrücke hielt er in den Händen und drehte sie. Sie ist gut, dachte er, recht gut; eine gute Perrücke. Sie störte ihn garnicht, das wunderte ihn, machte ihn eigentümlich ruhig. Er setzte sie sich auf. Er liess sein Gefühl ganz strömen in die Kopfhaut, an die Perrücke, um sie wohlig auszukosten. Was noch? Mokka trinken. Kein Mokka, nichts trinken, nichts. Er lief auf den Zehenspitzen zur Tür, schloss auf, versperrte den ganzen Korridor, stellte die Klingel ab, hielt den Pendel der hohen Wanduhr an. Sah sich dann wieder in seinem Zimmer um, summte durch die Zähne. Er sass tiefsinnig auf dem Taburett. Stück um Stück der Gewänder zog er zu sich heran, tastete sie ab. Ein Wams gefiel ihm, das legte er sich über das Gesicht; es roch nach Flieder. Er legte es sich an, band sich einen dünnen Kavalierdegen um, strich vor dem Spiegel an seinen Kleidern herunter. „Komm, komm". Er schauerte zusammen, schloss leise die Tür auf und schlich, immer durch die Zähne summend, den Korridor entlang. In der Mitte blieb er plötzlich stehen, lief auf sein Zimmer zurück, suchte am Boden einen Büschel roter Purpurnelken aus den Scherben auf, legte ihn behutsam über den linken Arm. Er ging über die Schwelle; als sich eine Klinke am Ende des Ganges rührte. Die Tür schloss leise auf; ein helles Tageslicht fiel schräg aus dem Gemach der Königin auf den engen Gang; leichte rauschende Schritte näherten sich, das schmale, herrische Gesicht der Königin. Sie trug eine schwarze Perrücke, deren störrische Locken ihr über die totblassen Wangen fielen; eng lag ihr ein höfisches schwarzes Seidenkleid an. Sie gingen Arm in Arm, sie gingen spazieren, durch die leeren Gemächer, sie gingen stumm die spiegelglatten Empfangssäle, die Speisesäle; sie gingen durch die dunklen Bildersäle. Wie frei er sie führte, wie gut ihre Schritte Takt hielten. Sie hatte das Gesicht von ihm abgewandt, die wilde Königin. Nur als sich ihre Arme an der Türe der Königin lösten, wurden ihre Wangen glühend, ihr Atem flog. Er legte behutsam auf ihre Schwelle den Nelkenbusch nieder; die wilde Königin nahm seine warme Hand, führte ihn über die roten Blumen hinweg in ihr Zimmer; vor einem Haufen von Briefen, Blättern und Bändern standen sie mit gesenkten Köpfen, hielten sie sich an den Schultern, berührten sich ihre Stirnen.

Die Tür schloss sich hinter ihm; er sass auf dem Taburett vor seinem Spiegel, strich an seinen Kleidern herunter. Er wollte sie ablegen; es widerstrebte ihm irgendetwas; die Aermel schienen festzukleben. Er erschrak vor seinem kurzgeschorenen blonden Haar; als er seine eigene Uniform angelegt hatte, fuhr er liebkosend über die fremden Gewande, die er auf dem Teppich ausgebreitet hatte. Heimlich stiess er von hinten mit dem Hacken in den Spiegel, schlug Nägel in das blosse Holz, hing das fremde Kostüm offen auf.

Sie sassen bei der Mittagstafel beisammen; jetzt lenkten sie ihre Blicke zusammen. Er fuhr manchmal mit der Hand über sein Gesicht, seinen Kopf, riss an seinem hohen Uniformkragen, suchte die Arme unter den Tisch zu verstecken; kam sich maskiert vor. Die herrische Königin spöttelte mit ihm; mit einmal legte sie ihr Besteck hin; die Tränen stürzten ihr aus den Augen; sie knirschte mit den Zähnen. Man lief ihr nach, als sie sich jede Frage verbat. Sie lag nach einer Stunde ruhig lesend im Bett und bemerkte nur, dass sie das Geschrei ihres Kindes störe; man solle das Kind in einem andern Teil des Schlosses unterbringen. Sie würde morgen den Hofarzt fragen, ob nicht vielleicht der Meeresaufenthalt für das schwächliche Kind besser sei als die Schlossluft. Die alte Hofdame, die auf einem Stuhle bekümmert neben ihr sass, wollte erschreckt etwas erwidern, aber die Königin wiederholte, sehr bestimmt sie anblickend, ihre Frage, ob sie nicht auch die Meeresluft für das Kind besser halte als das Gebirge. Worauf die alte Dame auf ihrem Stuhle rückte, an ihrer langen Goldkette nestelte und mit beherrschter Stimme beipflichtete.

Entsetzt aber stand sie am Abend auf, — es mochte bald zehn Uhr sein, — als die junge Königin, die sich an den Flügel gesetzt hatte, sich nach einigen klimpernden Tö-

nen von ihrem Sessel erhob und sagte, man möchte den Grafen Hagen, den Dichter, auf der Stelle zu ihr befehlen. Sofort und ohne Verzug wolle sie ihn auf ihrem Zimmer empfangen, und zwar allein, ohne Zeugen. Die junge Majestät schrie, indem sie krachend den Flügeldeckel herunterwarf, sie werde die alte Hofdame ohrfeigen, wenn sie überhaupt noch einmal den ledernen Mund aufzumachen wage, und sie auf den Gänsehof jagen, auf den sie gehöre. Sie werde allein den Kavalier empfangen, auf ihrem dunklen Zimmer, nachdem sie sich zu Bett gelegt habe, und sie könne den Ministerrat und alle Gichtiker des Landes davon benachrichtigen, sofort, telephonisch, heute, morgen, übermorgen, wann sie wolle. Sie blieben schweigend in dem hellerleuchteten Musikzimmer sitzen; die Königin hob den schwarzen Flügeldeckel auf, spielte eine hastige Mazurka, die alte Hofdame hielt sich das Spitzentuch vor den Augen. Um halb zwölf Uhr meldete man den Grafen Hagen. Die Königin hatte ihn schon einmal in diesem Zimmer empfangen, zwei Tage vor ihrer Hochzeit war es, in einer späten Nacht. Der bleiche Kavalier war gebeugt in das finstere Zimmer getreten, in dem nur eine matte Flügelkerze brannte; die Königin lag versunken in ihrem weichen Lehnstuhl. Auf dem Teppich standen viele Hochzeitsgeschenke herum, Vasen, Bilder, Truhen. Er sah nichts als die Königin; kein Wort schenkte er ihr, die seinen heissen Kopf im Schoss hielt, als: „Mich ekelts vor dir, mich ekelts vor dir.“ Dabei schauerte er immer und konnte den Blick nicht von ihren tiefliegenden Augen reissen. Auch sie schaute auf nichts als auf den Dichter; und was sie ihm sagte, unter Küssen auf Hände, Finger, Mund, Wange, Haar, unter Liebkosen und Wiegen, war eines: „Lebewohl“. — Jetzt schlug der Graf die Portiere zurück; die erschrockene alte Dame wollte, als er sich tief verneigte, mit einem verzweifelten Händeringen ins Nebenzimmer gehen; die Königin aber fixierte sie starr, sagte nach einer Weile: dies sei nicht nötig. Sie liess den blonden Kavalier unter dem blitzenden Kronleuchter stehen, fragte ihn nach den Ergebnissen der letzten Jagd, die sie zusammen gemacht hatten, ob er sich schon wegen seines Avancements im Regiment umgesehen hätte. Dann erhob sie sich, dankte für seinen Besuch, wünschte ihm gute Nacht. Fragte die alte Dame lachend, die Hände in die Hüften gestemmt, wie lange sie hier noch sitzen wolle, wann sie denn die Depeschen abzuschicken gedenke. Die schüttelte den Kopf.

In dem alten Schloss blieb es stille, bis zu dem Morgen, an dem der Graf trotz ihres Verbots in ihr Zimmer drang; er weinte vor ihr am Boden liegend, sie schlug ihn mit der Gerte ins Gesicht. Mit Aufglühen und Erbleichen, knirschenden Zähnen und Zittern hört sie ihn an in ihrem Lehnstuhle, als er sie bei aller verflossenen Süsse und Zärtlichkeit beschwor; er taumelte mit einer blutigen Strieme im Gesicht aus dem Zimmer; reiste am Mittag ab. Schon über eine Woche sah man den Graf nicht; da meldete der Hofmarschall der Königin sein Verschwinden; sie lachte höhnisch; die Dienstboten müsste man noch öfter wechseln. Ob er noch lebe; als der Marschall bejahte, brach sie in ein ganz wildes Gelächter aus: „Sie sehen, Marschall, wie richtig Schiller singt: Oh Königin, das Leben ist doch schön.“

Das schmächtige schwarze Hoffräulein verliess ihr Zimmer nicht mehr. Der gelbe Hofarzt behandelte sie wegen einer plötzlichen Geistesverwirrtheit und liess sie bewachen. Sie hatte einen Brand auf ihrem Zimmer verursacht, als sie in einer Nacht ihre gesamten schwarzen Kleider mitten auf dem Boden aufhäufte und mit Briefen anzündete. Der Qualm war bis in die Gemächer der Königin gedrungen. Nach einigen Wochen wurde sie klarer, war zum Skelett abgemagert, trug der Königin einen Wunsch auf Heimatsurlaub vor. Zwei Tage später fand man sie ertränkt in dem Teiche ihres väterlichen Gutes.

Aber die wilde Königin und der dicke Prinz gingen stundenlang in dem weiten Park hinter dem Schloss spazieren; der Diener, der ihnen folgte, berichtete nur, dass sie selten mit einander Worte wechselten. Sie nahm jeden Ruf und jede Hoffnung von seinen müden Augen, seinen Mienen ab, sie prägte sich selbst ihm ein mit unverwandten Blicken, senkte ihn vor sich hin zu demütiger Zärtlichkeit. Kein Gebüsch war so still, dass die Wandelnden das Rauschen nicht störte, wenn sie zueinander hinüberlauschten. Als sie eines Abends vom Garten hinauf in das Musikzimmer gingen, schleppte ein langes Geraune über die Korridore vor ihnen her. Wie in Decken gehüllt glitten sie über die Gänge. Vor einem kleinen Kreis drin öffneten sich die Flügeltüren, und herein traten über das spiegelnde Parkett Königin und Prinzgemahl, ohne Masken, wie Gespenster, ähnelnd den entschwundenen beiden, Grafen und Komtess. Aus den Augen der strengen Königin leuchtete die schwarze Wildheit der Toten, über der schwermütigen Ruhe des Prinzen lag ein gebeugtes Leiden. Der glattrasierte Hofprediger seufzte: die beiden trügen offenbar schwer an ihrer Vergangenheit; spitz formte der mongolische Mischling, der Hofarzt, den Mund, legte das Kinn auf das weisse Vorhemd, indem er die beiden fixierte; ihn chokiere weniger die merkwürdige Art, wie das Vergangene an ihnen arbeite, als wie sie die Gegenwart, die augenblicklich Gegenwart vergässen. Dies chokiere ihn ernstlich um das Leben dieser beiden willen. — Die beiden hatten unablässig nebeneinander zu sitzen, unablässig miteinander zu flüstern. Die Königin zog sich von den notwendigen Regierungsgeschäften zurück; sie übertrug wichtige Funktionen den alten Männern ihres Staatsrates; sie sagte die öffentlichen Empfänge ab, sie erschien nicht bei den Hoftafeln. Eines Morgens stürzte sie in schneeigem Kleid den engen Gang zu seinem Zimmer hin; die schwarze Glut in ihren Augen war verblichen, sie riss mit fahrigen Händen die Türen seines Kostümschrankes auf, wühlte, wühlte am Boden liegend, während er sie tröstete, in den Sachen. Mörderische Griffe ihrer Finger zerfetzten die blonde Perrücke, zerknäulten, zerklumpten das fliederduftige Wams. Auf ihren linken Oberarm hatte sie eine alte tiefe Bisswunde. Sie stand auf, nahm einen blanken Perserdolch von seinem Tisch, schnitt die Narbe aus ihrem Fleisch heraus, stiess das Leinen zurück, mit dem er das spritzende Blut stillen wollte. Sie warf sich in Krämpfen auf den Boden hin, schlug mit den Fäusten gegen ihren Mund, gegen ihre Brust, bettelte: „Du musst hingehen; du musst das Kind umbringen. Es ist nicht meines, es ist eine lebendige Lüge. Wenn du es gut mit mir meinst, musst du das Kind umbringen. Ich kann es nicht.“ Dann fuhren sie verzweifelt auf, suchten in den Mienen, tasteten die Gesichter ab. Sein Kopf hing über ihre Schulter, sie weinte ein trostloses: „Du, du.“

In langen Tagen flossen ihre Tränen ab. Als sie wieder den weiten Park hinter dem Schloss gingen, war unvermerkt der bunte Herbst gekommen. Ueber die Gesichter dieser beiden, der wilden Königin und des schwermütigen Prinzen, hatte sich ein dichter Schleier gelegt. Eine tiefe unnahbare Ruhe schritt wie ein gepanzerter Wächter um sie herum. Sie zogen auf die Jagd, sie schossen die klagenden Rebhühner auf den struppigen Feldern; in Lachen und Glut ritten sie nebeneinander zurück. Aber wer sie im Dunkeln heimreiten sah, erkannte, dass die gleiche Verschlossenheit über ihren Gesichtern hing, wie das glitzernde, spinnwebdünne Gewand, das über die Meerfrauen fliesst und mit Anbruch der Nacht phosphoresziert. Zum Erstaunen des Hofes trennten sich die beiden eines Tages. Der Prinzgemahl verschwand, ohne dass jemand wusste wohin. Als er nach drei Tagen zurückkehrte, erklärte er gelassen, dass er eine geheime Sendung der Königin ausgeführt hatte; in den internen Kreisen war man über die Massen bestürzt und beunruhigt. Ein Gerede erhob sich im Lande.

Bis eines Tages beide völlig des Landes verschwunden waren. Indessen in der Hauptstadt das Militär in den Kasernen blieb, die Polizei fieberhaft arbeitete, der Ministerrat zusammentrat, stiess von der Küste ein Dampfer ab, der seit einer Woche dort geankert hatte. Nur eine kleine Mannschaft grüsste ehrfurchtsvoll die fremde Königin und den Prinzen, die in weisse Mäntel gehüllt sich auf dem Deck ergingen. Das Schiff fuhr über den Ozean fünf Tage; dann ankerte es vor einer kleinen Insel; ein Boot setzte die fremde Königin und den Prinzen an Land.

Es war eine Insel, an dessen Strand nur arme Fischer wohnten; meilenweit entfernt an der anderen Küste lag ein kleines Dorf. Was sich damals zwischen der jungen Königin und dem schwermütigen Prinzen begab, bei den Fischersleuten auf der kleinen Insel im blauen Ozean, ist schwer mit Worten zu erzählen; dass sie am Fuss der weissen Kalkfelsen sassen, oder weiter zurück unter den hohen Palmbäumen, dass sie sich kaum minutenlang aus den Augen verloren; dass die Königin, blasser und blasser, nur selten schluchzend den Kopf auf ihre Brust fallen liess, und der Prinz die Hand vor seine Stirn hielt. Die Blicke der Frau wanderten hin und her zwischen dem Meer und seinem Angesicht; wenn er das blaue Wasser nicht sah, wüsste er nicht, ob er in ihre Augen oder in sich schaute. So fest sie sich umschlangen, so tief sie sich küssten, die Schwermut der beiden, ihre Angst zu einander, kannte kein Ende.

Die Abendröte lohte über dem glatten Meer. Sie sassen tagelang in ihren weissen Mänteln unter den Felsen. Nur die Hände streichelten sie sich manchmal. Ihre Blicke hingen an dem glitzernden grenzenlosen Wasser. Ihre stillen Gesichter hellten sich auf. Eine unermessliche Ruhe atmete das Meer, die dehnte sich über die Ufer, nahm den Strand, die Kiesel, Muscheln, Felsen in sich hinein, rührte an die Stirne der beiden.

Bis morgens die gelbe Sonne über den kleinen Strand schien. Da raschelten die Kiesel, klangen die feinen Steinchen. Ueber den Sand schleppte der Purpurmantel der wilden Königin. Die ging einsam, in voller Pracht, langsam nach dem blauen Meere zu. Auf dem blonden Haar trug sie die goldene Krone. Von den strengen Schultern fiel der Purpurmantel mit breitem Brokat. Ihr schmales Gesicht war glatt und süss. So ging die junge Königin allein über den dünnen Sand in der flimmernden Luft nach dem blauen Meere zu. Zwei graue Seemöven wat-

schelten im Sand hinter ihr; sie folgten der Königin auf Schritt und Tritt.

Von einer weissen Klippe stieg der schwermütige Prinz herab, mit blossem Haupt, in einem blauen Samtmantel; seine schwarzen Kniehosen waren aus blankem Atlas, silberweiss waren die Schnallen seiner Schuhe. Er trug einen runden hohen Stab in der rechten Hand.

Kaum eine Welle warf der blitzernde Ozean, als von der Insel heranschritten die blasse junge Königin und der stille Prinz. Die Wellen schaukelten; mit flachem Handteller strich der Wind über das glückliche Meer. Dicht schossen die Möven über die kühl hauchende Fläche.

Oben auf dem flinkernden Wasser schwammen nebeneinander ein runder Stab und eine goldene Königskrone.

Mittagschwüle

Unfern Essen

Kreisrunder Spiegel ist der Turmuhr Zifferfläche
Darinnen schattendünn der schwarze Zeiger steht.
Die Schieferdächer flimmern. Und kein Wind verweht
Das schwere Rauchgewölbe über der Kohlenzeche.

Und ein geheimnisvoller Bann hält alle Dinge
— Die Luft ist düftelos und weiss und weit —
Wie Perlen auf gespannter Silberschnur gereiht,
Dass kaum ein Baum sich regt, noch eines Vogels Schwinge.

Und schwer und schmerzlich ist es schon das Haupt zu heben.
Worte falln stumm zurück wie in ein offenes Tor.
Und dunkel, wie aus einer Muschel, summt das Leben.

Nur Spinnen ziehen flink die seltsam feinen
Gezwirne übern Weg. Ein Hahn schreckt jah empor.
Und zwecklos fangen ein paar Kinder an zu weinen.

Paul Zech

Die Kunst stirbt

Er ist ein Gemüt, der Herr Viktor Auburtin. Bei Mosse plaudert er, bei Langen philosophiert er gegen die Plauderer. Und zwar in einem Buch, das den Namen Die Kunst stirbt führt und mit einem lateinischen Motto geziert ist. Herr Auburtin ist bekanntlich der einzige Lateiner, den wir noch auf deutscher Erde besitzen. In Nummer 69 dieser Wochenschrift wurde ihm das ausdrücklich bestätigt. Herr Auburtin hat offenbar mit grossem Nutzen die Fackel und sämtliche Schriften von Karl Kraus gelesen. Er popularisiert sie, indem er sich heftig gegen die Popularisierung der Kunst wendet.

Die Kunst stirbt an der Masse und an der Nützlichkeit. Das glaubt Herr Auburtin. Und führt das des weiteren aus. Wie soll, fragt er, der Mensch dichten, wenn es eine geregelte Kanalisation gibt und an der Loreley sich ein Hafen für Mörtelkähne befindet. Der Rhein ist durch solche Dinge für die wahre Poesie erledigt. In Westfalen wird die wahre Poesie durch Zündschnurfabriken und Leimkochereien gestört. In den kleinen Städten durch Warenhäuser. In Rom durch eine Gasanstalt. In Eleusis durch Seife und Zement. Im Orient durch die bequeme Möglichkeit, ihn zu erreichen. In England durch Kammgarnanzüge. In Berlin durch die Operette. Man sieht, die Kunst wird so ziemlich überall verhindert. Was soll nun werden? Vor allem mit der Produktion des Herrn Auburtin? Man wird den Hafen für Mörtelkähne an der Loreley beseitigen müssen, die Warenhäuser niederreissen, die Kanalisation abschaffen müssen, auf dass Herrn Auburtin die Möglichkeit zum Dichten gegeben werde. Zwar ist Schiller nie in der Schweiz gewesen und hat sie, wenigstens nach Ansicht philologischer Kreise, „treffend" geschildert. Zwar ist Goethe in Italien gewesen und hat infolgedessen Iphigenie geschrieben. Zwar ist Herr Auburtin in Heringsdorf gewesen und konnte trotz der dort sicher vorhandenen äusseren Unruhe ein Feuilleton für das Berliner Tageblatt schreiben. Zwar weiss man nicht, ob es Kunst war. Denn, sagt Herr Auburtin, was Kunst ist, weiss kein Mensch. Aber es war Lyrik, denn das „ist die Fähigkeit, oder der Trieb, die Stimmung einer Stunde zu fassen". Aber Herr Auburtin ist wirklich ernsthaft betrübt. Denn die Kunst, die vielleicht nur eine „von den Griechen übernommene Krankheit" sein mag, ist um 1850 definitiv gestorben. Um dieses Jahr setzte nämlich die Demokratisierung der Gesellschaft, die Eroberung gewaltiger Naturkräfte und die Zurückdrängung der Persönlichkeiten in den Hintergrund ein. Sollte man es glauben, dass selbst Herrn Auburtin schon der Fortschritt stört. Warum benutzt er auch den Speisewagen des Schnellzuges, wenn er durch die Rheingegend fahren muss, statt auf Schusters Rappen, wie Herr Auburtin vor dem sechzehnten Juli sich noch ausgedrückt hätte, seine botanischen Kenntnisse zum Zweck der wahren Poesie zu vermehren. Vielleicht hätte er doch noch Teile des Rheins gefunden, die nicht wie russige Kanäle aussehen. So freilich findet es Herr Auburtin schwerlich denkbar, dass je noch ein Dichter ein Lied auf diese Verkehrsstrasse singen würde. „Und tut es einer doch, so ist er ein Quatschkopf, der sich und uns eine Stimmung vorredet, die nicht mehr da ist." Die nicht mehr da ist. Nun haben wir den Quatschkopf. Und zugleich die Definition für die Dichtung: Dajewesensein. Wie hatte es Herr Heinrich Heine gut, der noch die Loreley bei der Frisur überraschen konnte. Für Herrn Auburtin blieben nur noch Mörtelkähne übrig, die ihn allerdings überrascht haben. Denn das hätte er doch nicht geglaubt, dass Herr Heinrich Heine ihm eine Stimmung vorreden wollte, die garnicht da war. Hoffentlich hat aber Heine irgendwie die Existenz dieser Dame aktenmässig nachgewiesen, sonst wäre er ja ein Quatschkopf gewesen. Der Fortschritt entfernte nach 1850 die singende Dame als nachweisbares Verkehrshindernis für Mörtelkähne und unvorsichtige Schiffer. Ohne Rücksicht auf die Notwendigkeiten der wahren Poesie. Wenn nun Herr Auburtin durchaus den Rhein immer wieder besingen will, warum muss er sich gerade die Stelle aussuchen, an der ein Ueberkollege schon gearbeitet hat. Besässe er den Mut seiner Ueberzeugung, nämlich des Dajewesenseins, so würde er verschiedene Teile des Rheins entdeckt haben, die noch nicht vom „Russ angeschwärzt sind." Welch herrliche Dichtung ist der Nachwelt vielleicht auf diese Weise verloren gegangen. Wenn man schon Ueberzeugungen hat, soll man nach ihnen nicht nur bei Langen, sondern auch mit Mosse handeln. Es ist nicht auszudenken, welches Unglück entstanden wäre, wenn Herr Auburtin den Rhein statt im Buch im Berliner Tageblatt angeschwärzt hätte. Herr Mosse lässt mit Tatsachen nur in der wahren Poesie spassen. Weil sie nämlich dort nicht hingehören. So durchwandert Herr Auburtin alle Provinzen. In seiner Jugend lebten in Westfalen noch die Sachsengeister und die Zwerge mit der Zauberrute (wie wahrhaft poetisch), jetzt sind sie unter den Klamottindustrien erstickt. In den kleinen Städten sind die kuriosen Apotheker verstorben. Dass Herr Auburtin jetzt sein Buch in den dort entstandenen Warenhäusern von Tietz kaufen kann, ist sicher nicht poetisch.

Zwischen Deutschland und Rom wird Herr Auburtin nachdenklich. Er fürchtet, „dass spiritualistischen Gemütern die Art der Vorrechnerei, wie er sie betreibt, etlichermassen naiv vorkommen dürfte." Aber er beruhigt sich schnell, denn „die Kunst ist eine Realität in diesem Leben und kann als Wirklichkeit und Ding ihre ganz bestimmte Masse beanspruchen." Ich finde wieder die reelle Kunst „etlichermassen".

Schon Herr Winckelmann war dagegen, dass in Rom die göttliche Anarchie aufhöre. Auch Böcklin und Ludwig Richter waren dagegen. Sie alle hatten Angst, dass sonst kein Platz für die Schatten bleibe, „deren einer mehr wert ist, als dies ganze Geschlecht." Die Schatten sind gegangen, sagt Herr Auburtin, aber er ist gekommen und hat Platz gefunden.

„Eine Welt ohne Rhein, eine Welt ohne Rom, denke dies durch, Freund Leser, und du fühlst, wie es Nacht wird. Die grosse eine Nacht, der wir alle entgegengehen." Schattenpoesie, Freund Auburtin. Auf lateinisch omnes una manet nox. Auburtins Motto aus jener Zeit. Aber lieber fahre ich nach Athen, als mit ihm einer Nacht entgegenzugehen.

Eleusis, jammert Herr Auburtin, Eleusis produziert Seife und Zement. „Diese Stätte, die einst Demeter und den jungen Bacchus gab." Man kann sie von dort nicht mehr beziehen, und die Poesie muss ohne diese Götter auskommen. Es ist nicht auszudenken.

Aber damit noch nicht genug: Auch die fernste Gegend liefert keine Poesieklischees mehr. Früher gab es dort noch Feen und Riesen und Amazonen und Spinnräder und Moguls. Herr Auburtin ist überall dagewesen und hat nichts vorgefunden. „Die Welt sieht aus wie Warnemünde." Das ist die erste poetische Uebertreibung, denn Herr Auburtin war in Heringsdorf. Wie kann man in der Kunst von Dingen reden, die nur vor 1850 vorhanden waren. Die Kunst stirbt. Denn heute kann man jedem Dichter durch eine Reise im Speisewagen nachweisen, dass er bewusste Unwahrheiten verbreitet. Paragraph 185 des Strafgesetzbuches.

„Die wahre Poesie flieht die Helligkeit, sie wispert um die verlornen Kronen kranker Kaiser, um das Gräul Blutopfer im Walde, um den ermordeten König." Also an der Beleuchtung liegt es. Die Sache wird immer klarer. König Manuel wird bei hellem Tage vertrieben, die Lustmorde gehen jetzt nachmittags vor sich und werden von Herrn Auburtin unter Umständen glossiert, und König Alexander von Serbien wird am Vormittag ermordet. Alle diese wahrhaft poetischen Ereignisse um einige Stunden verschoben und die wahre Poesie wäre nicht davongeloffen. Die Dichter haben wirklich Russ.

Das ist der eine Grund. „Die Kunst stirbt, weil ihr ringsherum die Welt und der Stoff

zerstört wurden. Es wäre zu ertragen, wenn wir nur in unserem Herzen noch das Fabelland gewahrt hätten. Aber auch unsere Herzen gingen der Kunst verloren, wurden verödet, und das ist es nun, warum ich meine, dass die Herzenssache Kunst in Gefahr geriet.“ Er ist ein Gemüt, der Herr Victor Auburtin. Und ein Poet. Nachdem er sich unerhört über den Ausverkauf von Stoffen erregt hat, entdeckt er als Konjunktur das Fabelland im Herzen. Jetzt geht es überhaupt der Kunst besser, der Freund Leser atmet beruhigter auf — das Herz befindet sich vorläufig nur in Gefahr. Herr Auburtin hat sich bereits in Behandlung begeben, denn er teilt mit, dass „die dunklen Schächte der Leidenschaft und des Wahnes verschüttet, und die rauschenden Ströme unserer Pulse reguliert und in zweckmässige Bahnen gelenkt wurden.“ Hätte der Fortschritt die Aerzte nicht erfunden (nach 1850), so wäre die Krankheit Kunst unserm Auburtin erhalten geblieben.

„Es wird Nacht. Das wichtigste, was ich zu sagen und als Argument in meine Sache zu stellen habe, ist dieses, dass die Leidenschaft stirbt, und dass deshalb eben auch die Kunst sterben muss, die eine Sache der Leidenschaft ist.“ Wieder eine Tote. Herr Auburtin weint, dass einem anständigen Menschen von heute Leidenschaft, Zorn, Sehnsucht und Träumerei lächerlich und verächtlich erscheine. „Wie sollen wir da die Sprache der Musen noch verstehen?“ Nicht möglich, auch die Musen sind, alle neune, bereits verstorben. Eine Gasanstalt hat sie aufgenommen, nur Herr Auburtin führt sie noch im Munde.

Und so weiter. Der Prophet verhüllt sein Haupt. Die städtischen Menschen schwindeln sich im Theater Begeisterung vor. Die Leute gähnen. Die Kunst stirbt.

„Die Kunst ist Enthusiasmus. So sagten die Griechen, da sie ja die Kunst so gewissermassen erfunden hatten.“ Die Griechen haben sogar „gemeint, dass dem Künstler ein Gott im Busen wohnen müsse“. Der Götterbusen ist also gewissermassen eine griechische Krankheit und Kunst ist Enthusiasmus oder Realität im Leben, oder kein Mensch weiss, was Kunst ist. Die Angelegenheit kompliziert sich.

Sie kompliziert sich. Die Kunst stirbt und „die Liebe ist im besten Begriff eine Krisis durchzumachen.“ Am Ende geht sie wirklich drauf. Das reine Krankenhaus. „Der grosse Eros ist diskreditiert worden.“ Er macht also auch keine Geschäfte mehr. „Wer liebt denn noch, oder wer, wenn er liebt, wagt sich zu dieser Liebe klar und mutig zu bekennen. Wer könnte heute noch schaudern und heiliger Flamme voll unter dem Balkon der Liebsten stehen? (Dreiviertel aller Kunst kam aus dieser Situation her).“ Die Liebe unter dem Balkon hat offenbar zu viel Schattenseiten. Wenn Herr Auburtin für seine Kunst durchaus die Situationskomik braucht, soll er sich mal ruhig mit seiner Mandoline zur Liebsten begeben. Am Kurfürstendamm steht nie ein Schutzmann, er kann die heilige Flamme zum Schaudern leuchten lassen. Kunst ist Realität im Leben.

„Was jetzt an Liebesgedichten angefertigt wird, das dürfte zum grössten Teil Schwindel sein... Und über die Fabrikation von Celluloidkämmen lässt sich ebensowenig ein Gedicht schreiben, wie der Fortbildungsschulunterricht der Hintergrund eines neuen Hermann und Dorothea sein könnte.“ So stirbt die Kunst an Celluloidkämmen. Herr Auburtin wird sich doch wohl unter ihren Balkon begeben müssen.

„Aus mit Heine, aus mit des Meeres und der Liebe Wellen.“ Wie gut, dass die Loreley noch keinen Celluloidkamm verwenden konnte. Wie gut, dass die Balkone schon von Hero und Leander erfunden waren.

„Und die Kunst stirbt, weil die Liebe gestorben ist.“ Krisis mit letalem Ausgang. Wieder eine Tote.

„Der uniforme Sport, die Beschäftigung mit der Politik, der tägliche Genuss desselben Zeitungsgemüses, das plättet alle individuellen Unterschiede und Widerborstigkeiten hinweg.“ Der Mensch soll nicht wiederkäuen, sonst plättet er sich mit seinem eigenen Zeitungsgemüse die ganze Individualität fort. Ja, der Herr Auburtin. Gewaschen, gebleicht, gerollt, und mit Zeitungsgemüse geplättet, da soll der Kunst nicht schlecht werden.

„Der Krieg scheint so allmählich aus der Mode gekommen zu sein, und alle Seifensieder atmen freier. Aber erwogen darf doch werden, dass aus diesem abgeschafften Kriegsgräuel das kräftigste wuchs, was die Poesie sagte.“ Vielleicht hilft sich Herr Auburtin mit dem russisch-japanischen Krieg und den marokkanischen Wirren. Das kann noch ganz hübsche „Früchte zeitigen.“

„Die Kunst stirbt, weil das Abenteuer stirbt.“ Eine wahre Epidemie.

„Die Zukunft wird keine Persönlichkeit dulden und ertragen. Sie wird also auch keine Kunst haben, da die Kunst die Tat der Persönlichkeit ist.“ „So wie die Welt jetzt werden soll, war sie nie. Sie hat noch nie die Industrie gehabt, die sie jetzt hat. . . Sie hat noch nie so wie jetzt jede Regung des Ingeniums knebeln und niederzwingen lassen durch eine unerhörte, die Weltumspannende soziale Organisation.“ Also die Celluloidkämme vernichten das Ingenium und die Persönlichkeit. Die gute alte Zeit. Die hatte nur Sklaverei, Despotismus, Kirchenzucht, Folterkammern. Das war zwar nicht schön, aber poetisch. Das bischen Gefängnis von Cervantes, das bischen Scheiterhaufen von Giordano Bruno, das bischen Verhungern von Mozart, das bischen Karlsschule von Schiller, das bischen Verbannung von Richard Wagner, was bedeutet das alles gegen Celluloidkämme und Mörtelkähne? Nein, Herr Auburtin, wenn die Kunst stirbt, so stirbt sie nur an übermässigem Genuss von Zeitungsgemüse, das Sie und Ihre Kollegen ihr in den Mund stopfen. Sie plätten ihr mit Ihrer Geistigkeit den Busen aus und weinen dann nach solcher inneren und äusseren Behandlung über ihr Aussehen. Und alles das, um sie der Industrie gefällig zu gestalten. Halten sie die Industrie, die sogar die Celluloidkämme erfunden hat, für so dämlich, dass sie an dieser Jammergestalt noch Vergnügen haben soll? Vielleicht ist die Industrie so dämlich. Aber die Kunst stirbt nie an Missachtung, eher schon wenn man ihr den Brustkasten einzudrükken versucht. Das soll nicht geschehen. Der Sturm wird die falschen Diagnostiker so auseinanderreissen, dass sie bei ihren Eisenbartkuren selbst letal abgehen. Sie können sich immerhin freuen, dass die Kunst, der der Stoff ausgeht, sich noch mit Stoffeln begnügt.

Kein Mensch weiss, was Kunst ist. Deshalb musste Herr Auburtin ein Buch darüber schreiben.

Trust

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich Ungarn / I. V.: Oskar Kokoschka

Else Lasker-Schüler

Meine Wunder

Gedichte

Preis in van Geldern-Bütten gebunden

Drei Mark

Dreililien-Verlag Karlsruhe und Leipzig

LE

COURRIER DE LA PRESSE

BUREAU de COUPURES de JOURNAUX

Français et Étrangers

Fondé en 1889

21, Boulevard Montmartre PARIS 2e

GALLOIS & DEMOGEOT

Adresse Telegr.: COUPURES PARIS — TÉLÉPHONE 101.50

Le COURRIER de la PRESSE: Reçoit, lit et découpe tous les Journaux et Revues et en fournit les extraits sur tous sujets et personnalités.

Service special d'Informations partiques pour Industriels et Commerçants.

TARIF: 0 fr. 30 par Coupure

Tarif reduit, **paiement d'avance,** *sans période de temps limité.*	*Par 100 Coupures, 25 francs*
	„ 250 „ 55 „
	„ 500 „ 105 „
	„ 1000 „ 200 „

On traite à forfait pour 3 mois, 6 mois, un an

Verlag Der Sturm

Vom ersten Oktober ab erhöht sich der Bezugspreis unserer Wochenschrift:

Vierteljahr M 1,50

Halbjahr „ 3,—

Jahr „ 6,—

Der Preis der Einzelnummer beträgt auch ferner wie seit dem ersten Juli des Jahres **15 Pfennig**

Vollständiger erster Jahrgang

Nummer 1 bis 36 mit Inhaltsverzeichnis

M 5,20 postfrei

Pressrelationsbureau Hansa

Berlin NW 23 Holsteiner Ufer 7

liefert alle Nachrichten über

Kunst, Literatur, Wissenschaft

in jeder Hinsicht **unbedingt** zuverlässig.

:: Akademisch und literarisch gebildete Lectoren ::

vorzügliche Organisation

Fernsprecher Berlin II 6121

THRICHOPHIL

Fl. M. 3,00 Präparat zur Erhaltung und Stärkung des Haarbodens **Fl. M. 3,00**

nur beim Fabrikanten:

Otto Teutscher / Friseur

I. Geschäft: 106a Potsdamerstr., Eing. 63 Steglitzerstr., Tel. VI, 6735
II. Geschäft: Charlottenburg, 100 Kaiserdamm, Tel. Amt Ch., 6387

Dr. Rudolf Blümner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielerschule d. Deutschen Theaters
erteilt Unterricht in

Sprachtechnik u. Rollenstudium

CHARLOTTENBURG
Wilmersdorferstrasse 75

Sprechstunde: 5—6 Uhr

Preis 1 Mark **Preis 1 Mark**

Menthol-Malz-Dragées

Sicheres Mittel gegen akute Katarrhe der Atmungsorgane / ermöglicht Schauspielern und Sängern sofortigen Gebrauch der erkrankten Organe

ZAHLREICHE ANERKENNUNGEN

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien / Alleinige Fabrikantin „Pharmacia“ / Fabrik für pharmaceutischen Bedarf / Berlin-Halensee

Wohlschmeckend **Sicher wirkend**

Potsdamer-Strasse 111 **Café Continental** Potsdamer-Strasse 111

Jeden Abend von 9—4 Uhr Nachts:

Grosses Künstler-Konzert

Alle bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften

Handelswissenschaftl. Kurse von **Friedr. Mester** Leipzig

unter Mitwirkung 12 hervorragender Fachleute der Theorie und Praxis (staatlich geprüfte Lehrer, Akademiker oder auch Kaufleute in führender Stellung). Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen des kaufmännischen Berufes, rationelles Studium der Handels- und verwandten Wissenschaften als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Muster-Uebungs-Kontor.

Das Studium ist für Anfänger (Damen und Herren) die für Stenographie, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Kasse-, Buchführungs- und Bilanz-Technik, Büro-Praxis sich vorbereiten wollen —

sowohl für junge Leute, die nur eine Volks-, Real- oder ähnliche Schule absolviert haben, wie für

Herren mit besseren praktischen oder theoretischen Vorkenntnissen, Einjährig-Freiwillige, Abiturienten,

für Kaufleute reiferen Alters, die bereits praktisch tätig waren und den Forderungen der Gegenwart entsprechend ihre Fachkenntnisse erweitern oder vertiefen wollen oder

für Bankbeamte, Ingenieure, Chemiker, Brauer, Juristen, Nationalökonomen, Offiziere, die für Verwaltung wirtschaftlicher Unternehmungen oder Verbände, Aktien- oder ähnlicher Gesellschaften sich vorbereiten wollen. Dauer der Kurse 6—12 Monate — je nach Vorbildung und Ziel.

Prospekte gratis durch die Direktion, Johannisplatz 5

Vegetarisches Gasthaus

FREYA

Charlottenburg
Bismarckstrasse 9
Am Knie

Angenehmer Aufenthalt für Künstler und Studenten
Zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften / Bis zehn Uhr abends geöffnet :-:

EDMUND MEYER

Buchhändler und Antiquar

BERLIN W 35

Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken

Soeben erschien: Katalog XVIII: Literatur Geschichte, Kunstgeschichte, illustrierte Werke in deutscher, englischer, französ. Sprache zu besonders billigen Preisen

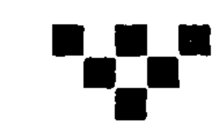
Demnächst erscheint: Katalog XXI / Kunstblätter: Porträts, Städteansichten, Berliner Blätter, Karrikaturen, Flugblätter, neuere und ältere Genrebilder, Blätter von Menzel, Beardsley, Rops, Stammbücher Silhouetten, Japanblätter etc. etc.

Kataloge / gratis und franko / bitte direkt zu verlangen

Karl Kraus

Heine und die Folgen
Essay

80 Pfennig



Verlag Albert Langen
München

Die Wasserkraft

Zentralblatt für Industrie, Ingenieur- und Bauwesen, Motorbetrieb, Elektrotechnik etc.

Organ des Verbandes mittel- und westdeutscher Wasserkraftbesitzer, des Verbandes deutscher Holzmehlfabriken und elektrischer Wasserkraftzentralen.

Inserate finden in der Wasserkraft weiteste Verbreitung. — Geschäftsstelle und Verlag Duderstadt a. Harz. Vierteljahrspreis M. 1,25 bei freier Zustellung. — Die Herren Verleger werden um Einsendung ihrer Neuerscheinungen zur Besprechung gebeten.

Probenummern umsonst und postfrei durch die Geschäftsstelle.

Vertreter gesucht

Die Abonnenten unserer Wochenschrift

werden höflichst um Einsendung des fälligen Betrages gebeten. Er wird andernfalls unter Nachnahme mit Zuschlag der Einziehungskosten behobenwerden. Sämtliche Postämter nehmen Bestellungen auf unsere Wochenschrift entgegen. Probenummern werden an jede angegebene Adresse versandt.

Verlag „Der Sturm“

Druck von Hermann Blanke's Buchdruckerei, Berlin C. 54, Kleine Rosenthalerstrasse 9